



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Denkwürdigkeiten des Generals Grafen Toll.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neuern, die sie z. B. nach Phönizien verlegt haben. Was sonst von Kunstwerken bei Homer vorkommt, ist von sidonischen Männern über das Meer gebracht, und diese Arbeiten aus dem Orient, vielleicht auch einige einheimische Versuche mögen den Dichtern als Kern gedient haben, an den sie sich bei ihren Beschreibungen hielten. Wie lächerlich es sein würde, selbst in der Schilderung der griechischen Königshäuser bei Homer alles buchstäblich zu nehmen, darauf hat Schömann sehr gut aufmerksam gemacht. Griechenland selbst hatte wenig Gold und wenig Producte, gegen die es das Gold des Ostens hätte eintauschen können. Wäre es aber auch so reich als Indien gewesen, so würde die Verschwendung der edelsten Metalle, mit denen Homer die griechischen Königspaläste ausgestattet hat, sich noch nicht erklären lassen. Goldene Gießkannen und Waschbecken, goldene Pokale sind etwas Gewöhnliches, selbst ein goldner Schild kommt vor. „Aber sollte wirklich jemand im Ernste bezweifeln können, daß dies alles nur poetisches Gold sei, mit welchem ihre Heroen auszustatten den griechischen Sängern ebensowenig schwer wurde, als den mittelalterlichen Dichtern die Helden der germanischen Sage, wo es auch des rothen Goldes die Fülle gibt?“ — Um wieder auf die bildende Kunst zurückzukommen, so kann bei Homer nicht einmal ein einziges Tempelbild mit Sicherheit nachgewiesen werden, also nicht einmal die Werke, von denen die bildende Kunst ihren Anfang genommen hat. Ebensowenig ist von Malerei die Rede, die Anwendung der Farben beschränkt sich auf Anstreichen von Schiffen und Rothfärben von Elfenbein. Ebensowenig gibt es eine künstlerische Architektur.

Aber diese Zeit, die von den übrigen Künsten nichts als rohe Anfänge besaß, übertraf alle Folgezeiten in einer Kunst, der Poesie. Aus der Fülle des Stoffs, welche die Sage rastlos schaffend immer neu hervorbrachte, gestalteten die Sänger Lieder, die nach Jahrtausenden in jedem cultivirten Lande jedes Alter und Geschlecht entzücken. Sie gehören zu den edelsten Besitzthümern der Menschheit, und welche Phasen unser Geschlecht auch noch durchmachen sollte, ihr Werth wird sich stets als ein unvergänglicher erweisen.

Denkwürdigkeiten des Generals Grafen Toll.

Denkwürdigkeiten des kaiserl. russ. Generals von der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor v. Bernhardt. Erster Band. Leipzig, D. Wigand. 1856. —

Das vorliegende Werk gehört nicht in die Memoirenliteratur und kann auch, so viel sich aus dem ersten Bande ersehen läßt, nicht als eigentliche Bio-

graphie betrachtet werden. Es beginnt allerdings als Lebensbeschreibung, schiebt das biographische Element aber bald in den Hintergrund und verbreitet sich über die großen Weltbegebenheiten am Anfange dieses Jahrhunderts. Sein Hauptzweck ist offenbar, zu den bisherigen Darstellungen dieser Ereignisse Nachträge und Berichtigungen zu liefern, für deren Reihenfolge die Lebensschicksale des Grafen Toll die Richtschnur geben. Wenn es nun ausgemacht wäre, daß die in dem Werk enthaltenen kritischen Raisonnements überall den Anschauungen dieses Offiziers entsprächen und daß die thatsächlichen Berichtigungen den Papieren desselben entlehnt wären, so würde Herr von Bernhardi's Arbeit die Bedeutung zeitgenössischer Memoiren fast vollständig erreicht haben; der Herausgeber nimmt aber in seinem Urtheil oft einen andern Standpunkt ein, als Graf Toll und was die Thatsachen betrifft, so läßt er uns über die Quellen seiner Kenntniß fast überall im Unklaren.

Daß sich aus dieser Zwitterform zwischen Biographie, Memoire und historischer Kritik eines Epigonen mannigfache Uebelstände ergeben müssen, liegt auf der Hand. Sobald es jemand unternimmt, die bisherigen Darstellungen historischer Ereignisse durchzucorrigiren, das Bild, das wir uns von Thatsachen und Personen entworfen haben, oft in wesentlichen Zügen umzuzeichnen, drängt sich natürlich zunächst die Frage auf, ob und wodurch er in den Stand gesetzt ist, aus reineren und reichlicheren Quellen als seine Vorgänger zu schöpfen und genauere Information über die Begebenheiten der Vergangenheit zu sammeln? Handelt es sich um die Darstellung gleichzeitiger Ereignisse, so geben uns die amtliche Stellung des Verfassers, seine Verbindungen mit handelnden Personen ziemlich genügenden Aufschluß über die Quellen seines Wissens; wir können in diesem Falle mit ziemlicher Sicherheit beurtheilen, was er mit actenmäßiger Zuverlässigkeit behaupten, was er mit hoher Wahrscheinlichkeit richtig erfahren konnte und in welchen Punkten er wie andere Sterbliche nur auf Gerüchte und Meinungen verwiesen war. Für das Werk eines Epigonen, dessen Lebensverhältnisse unbekannt sind, fehlen diese Kriterien und es erfüllt den Leser mit Mißbehagen, wenn ihm von vornherein zugemuthet wird, nicht zu fragen, sondern zu glauben, da ein Eingeweihter spräche.

Selbst dann, wenn sich Herr von Bernhardi damit begnügt hätte, eine einfache Biographie des Grafen Toll zu schreiben, würden wir eine Notiz über die Quellen seiner Kenntniß kaum entbehren mögen; jetzt, wo er mit bedeutenden historischen Berichtigungen auftritt, erscheinen specielle derartige Angaben für jeden einzelnen Fall unerläßlich. Herr von Bernhardi ist nicht dieser Ansicht; er bemerkt vielmehr in dem kurzen Vorwort: „Gewöhnlich bemüht man sich in den Vorreden zu Schriften dieser Art nachzuweisen, aus welchen Quellen der Bericht geschöpft ist. Das scheint in dem gegenwärtigen Falle nicht

nöthig. Es ergibt sich aus dem Buche selbst; hoffentlich gewährt dies dem Leser die Ueberzeugung, daß der Verfasser über manches gut unterrichtet ist, und einfach und redlich sagt, was er weiß.“ Aus dem Buche selbst ergibt sich nun, daß der Verfasser mit dem Grafen Toll in persönlichem Verkehr gestanden hat und daß ihm auch Papiere desselben vorlagen; aber in den allermeisten Fällen bleiben wir über die Quellen seines Berichtes ganz im Dunkeln und lediglich auf seine „Redlichkeit“ verwiesen. Der Verfasser hat offenbar in dem Bewußtsein seiner lauteren Absicht, der Geschichte einen Dienst zu erweisen, die gerechtfertigten Ansprüche der Historiker nicht ausreichend gewürdigt; da er bei den von ihm dargestellten Ereignissen nicht selbst theilhaftig war, die meisten derselben vielmehr einer vergangenen Generation angehören und da über seine persönlichen Lebensverhältnisse dem größern Publicum nichts bekannt ist, so ist es vollkommen gerechtfertigt, wenn der Historiker verlangt, daß ihm bei allen wichtigen Punkten durch eine specielle Angabe, ob sie sich auf die hinterlassenen Papiere oder auf mündliche Aeußerungen des Grafen Toll stützen oder ob der Verfasser nur angibt, was er von dritten Personen erkundet hat, ein Maßstab für die Kritik und überhaupt die Möglichkeit eines Urtheils dargeboten wird. Auch bei vielen *Räsonnements* ist es wünschenswerth zu wissen, in wie weit sie den Anschauungen des Grafen Toll entsprechen oder ob sie individuelles Eigenthum des Herausgebers sind; denn selbst Irrthümer Tolls können für die Geschichte ein höheres Interesse besitzen, als die treffendsten Urtheile unbetheiligter Personen.

Wir wünschen demnach lebhaft, daß der geehrte Verfasser diesem erheblichen Mangel seiner Arbeit bei den folgenden Bänden abhelfen und ihr den Werth einer authentischen Darstellung verleihen möge, auf den sie, wie wir glauben, gerechten Anspruch erheben kann. Wir müssen uns hier, um jede unerwünschte Indiscretion zu vermeiden, auf die Anmerkung beschränken, daß Herr von Bernhardt in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Grafen Toll steht, indem wir voraussetzen, daß er selbst über seine persönlichen Verhältnisse dem Publicum nachträglich so viel mittheilen wird, als zur Würdigung seines Werkes nothwendig ist. Was wir darüber erfragen konnten, hat dazu beigetragen, den Eindruck der Glaubwürdigkeit, den die Arbeit hinterläßt, zu befestigen und wir nehmen deshalb schon jetzt keinen Anstand, unsre Leser auf diese wichtige und interessante Bereicherung unsrer historischen Literatur angelegentlichst aufmerksam zu machen.

Setzen wir voraus, daß Herr von Bernhardt's Bericht sich im Wesentlichen auf Tolls schriftliche oder mündliche Mittheilungen stützt, so gewinnen wir für die Bedeutung der einzelnen Theile desselben einen Maßstab in denstellungen, welche Toll zur Zeit der Begebenheiten einnahm. Carl Friedrich von Toll stammte aus einem verarmten Zweige eines alten, ursprünglich nieder-

ländischen, dann in den russischen Ostseeprovinzen und in Schweden weit verbreiteten Geschlechts und war im Jahre 1777 bei Hapsal in Esthland, wo seine Eltern auf einem Gute in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebten, geboren. Im fünften Jahre nahm ihn ein Oheim nach Petersburg und brachte ihn in das adlige Landcادتencorps, eine Erziehungsanstalt, die sich damals unter der verständigen Leitung des Grafen von Anhalt eines besonderen Rufes erfreute und nach dem Tode desselben (1794) dem General Kutusow anvertraut wurde. Toll zeichnete sich unter seinen Mitschülern vortheilhaft aus, wurde in Kutusows Familie bekannt und bei seiner Entlassung aus der Anstalt (1796) zum Hauptmann vorgeschlagen. Da die Kaiserin Katharina in demselben Jahre starb, verzögerte sich infolge der Neuerungen, die den Regierungsantritt Pauls bezeichneten, die Anstellung Tolls; aber bei einem Besuch des Landcادتencorps wurde der Kaiser auf Tolls Geschicklichkeit im Planzeichnen aufmerksam gemacht und er ernannte ihn auf der Stelle zum Lieutenant in der „Suite des Kaisers vom Quartiermeisterwesen“, die den aufgelösten Generalstab ersetzen sollte. Diese neugebildete „Suite“ sollte zunächst einen großen Plan der Stadt Moskau entwerfen; Toll trug die Schrift ein und erhielt dadurch von neuem Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen. Im Jahre 1797 wurde die Suite unter den Befehl des Generals Arakitschew, über dessen Lebenslauf und Charakter Herr von Bernhardi interessante Mittheilungen gibt, 1798 unter die Leitung des General Hermann gestellt, unter welchem die Suite durch die Aufnahme der westlichen Grenzprovinzen beschäftigt wurde. Da Kaiser Paul infolge der Rüstungen Napoleon Bonapartes, die der ägyptischen Expedition galten, fürchtete, daß die französische Flotte an den Küsten des schwarzen Meeres landen könnte, schickte er Hermann nach der Krim, um Sebastopol und andre Küstenpunkte zu besetzen und trug ihm später, als die Nachricht von Bonapartes Landung in Aegypten eintraf, auf, am Dniestr ein Corps von 10,000 Mann zu sammeln. Toll befand sich im Stabe des Generals und wurde im Süden des Reichs ebenfalls zu topographischen Aufnahmen verwendet. Das Dniestrcorps, ursprünglich zu einem Zuge in die Donaufürstenthümer bestimmt, erhielt indes im Frühjahr 1799 die Ordre, unter dem Befehl des General Rehbinder nach Italien zu ziehen, um das Corps des General Rosenberg zu verstärken. Toll fungirte auf diesem Zuge als Divisionsquartiermeister der zweiten Abtheilung, lernte in Italien Suwarows Kampfweise kennen und traf auch persönlich mit dem berühmten Feldherrn zusammen. Er wohnte hier, oft mit Reconnostrirungen beschäftigt, der Belagerung der Citadelle von Tortona bei, sah das Schlachtfeld von Novi und wurde am 27. August, als er für Rosenbergs Abtheilung bei Serravalle den Lagerplatz absteckte, von Suwarow, der ihn bei dieser Beschäftigung traf und sich in ein Gespräch mit ihm einließ, zum Capitän ernannt. Im Herbst machte er den merkwürdigen Zug durch die Schweiz mit,

im Quartiermeisterstabe des Generalmajors Miloradowitsch, der unter Rosenberg befehligte; er war bei den Gefechten an der Teufelsbrücke und am ürner Loch zugegen, und bei der Nachhut, als Suwarow den kühnen Zug aus dem Schächenthal in das Thal der Muotta ausführte. Auch in dem zuletzt genannten Thal blieb Rosenbergs Abtheilung zurück, um Suwarows Zug durch das Klönthal gegen Angriffe von Schwyz zu decken, und bestand hier ein glänzendes Gefecht gegen Massena, bei dem sich Toll so vortheilhaft auszeichnete, daß er den St. Annenorden dritter Classe erhielt. Rosenberg folgte dann Suwarow nach Glarus, von hier auf äußerst beschwerlichen Wegen nach Ilanz im Rheinthal, dann nach Bregenz am Bodensee; am 30. November wurde der Rückmarsch nach Böhmen angetreten. Dieser Abschnitt des Werks, der schon durch die darin geschilderten Unternehmungen Suwarows ein unverwüßliches Interesse erhält, wirft überraschende Schlaglichter auf die Natur des damaligen österreichisch-russischen Bündnisses und auf die österreichische Kriegsführung, und liefert lehrreiche Details zur Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten, Weyrothers, Korsakows, vor allem Suwarows. Niemand wird den Brief Suwarows, den Herr von Bernhardi S. 44. mittheilt, ohne Interesse lesen.

Im Frühjahr 1800 zogen Rosenbergs Truppen, bei denen sich Toll fortwährend befand, nach Rußland zurück; die Generalstabsoffiziere wurden bald nach Petersburg befohlen und hier unter Befehl des Generalmajors Steinheil wieder mit Zeichnen beschäftigt. Toll wurde noch im Sommer desselben Jahres zum Major ernannt und mußte 1803 bei den großen Truppenübungen in der Umgegend von Krasnoja-Selo als Generalquartiermeister der von dem Feldmarschall Kamensky befehligten Heeresabtheilung fungiren, da mehre ältere und höher stehende Offiziere offen bekannten, daß sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlten; auch für die von dem Fürsten Wolkonsky geleiteten Uebungen mußte Toll die Dispositionen entwerfen, und wurde dadurch dem Kaiser Alexander als ein vielversprechender Offizier bekannt. Herr von Bernhardi benützt diese Gelegenheit, die Ansichten über Taktik und Strategie, wie sie damals bei den Führern des russischen Heeres herrschten, mit großer Anschaulichkeit zu charakterisiren.

Im Jahre 1805 machte Toll den mährischen Feldzug mit, wo er im Hauptquartier des Grafen Burkhöwden angestellt war. Der Verfasser setzt in Kürze den Feldzugsplan auseinander, motivirt, wie uns scheint, mit Glück seine abweichende Ansicht über die militärischen Fähigkeiten des General Mack, bespricht die Maßregeln, durch welche Preußens Beitritt zum russisch-österreichischen Bündnisse erzwungen werden sollte, und gibt eine anschauliche Schilderung von den Verhältnissen im Lager der Verbündeten vor der Schlacht von Austerlitz, wo die größte Siegesgewißheit herrschte. Von besonderem Interesse und

von Wichtigkeit für die Beurtheilung späterer Ereignisse sind seine Mittheilungen über Kaiser Alexanders Einmischung in die Kriegsführung. Kutusow war formell zum Oberbefehlshaber des russisch-österreichischen Heeres ernannt worden; „aber sein Oberbefehl,“ sagt Herr von Bernhardi, „blieb eine vollkommen wesenlose Form; dieser General hatte sogar jetzt weniger Einfluß auf den Gang der Operationen als zuvor, da eigentlich der junge Kaiser selbst die Leitung im Großen übernahm. Die eher zaghafte als kühne Vorsicht des vorgerückten Alters konnte freilich die Anordnungen nicht gut heißen, welche die übermäßige Zuversicht der unerfahrenen Jugend eingab, aber Kutusow war ein viel zu guter Hofmann, um seine Ansicht mit Ernst und Nachdruck geltend zu machen. Er schwieg, wenn nicht von Haus aus, doch wenigstens sehr bald, gab nach und ließ gewähren. Die Ausführung des Beschlossenen einzuleiten und anzuordnen, dazu war dann Weyrother als dienstbeflissenes Werkzeug bereit. Man könnte fragen, warum der Kaiser nicht die Sache vereinfachte und sich selbst an die Spitze der Armee stellte, um sie mit Weyrothers Rath zu befehligen, wenn er doch einmal dem alten Kutusow so wenig Einfluß gestatten wollte. Aber die Antwort ist leicht zu finden, und eine Eigenthümlichkeit in Alexanders Charakter erklärt die Sache. Aehnliche Erscheinungen kehrten unter seiner Regierung häufig wieder; er liebte es, gewisse Dinge unentschieden in der Schwebe zu lassen und sich in nicht ganz ausgesprochenen Verhältnissen zu bewegen. Das hatte seinen Grund. Die vielen guten Eigenschaften des mildbesinnten, von dem besten Willen besetzten Kaisers sind in und außer Rußland anerkannt worden; aber wer ihn am besten kannte und am meisten verehrte, wußte, daß er nicht frei von Eitelkeit sei.“ Er wünschte selbst als Feldherr zu glänzen, konnte sich aber von dem Gedanken an die Beweglichkeit des Kriegsglücks und an die Gefahr, daß er sich vielleicht persönlich bloßstelle, nicht losmachen; den Ruhm des Sieges wollte er genießen, doch zugleich dafür Sorge tragen, daß die aus einer Niederlage erwachsende Mißgunst sich an einen andern Namen hefte. So blieb Kutusow Oberbefehlshaber, ohne daß er die Anordnungen zur Schlacht bei Austerlitz selbst vorgeschlagen oder auch nur gebilligt hätte. Er war vielmehr für einen weitem Rückzug, für ein Hinausschieben der Entscheidung, bis die nahen Verstärkungen eingetroffen wären; aber die Umgebung des jungen Kaisers kannte nur die eine Besorgniß, daß Napoleon entkommen könne. Um so fürchtbarer war die Niedergeschlagenheit und Rathlosigkeit nach dem Unglückstage. Toll sah bei dem Rückzuge nach der Schlacht den Kaiser, nur von seinem Leibarzt und seinem Stallmeister begleitet, querselbein reiten; aus der Entfernung bemerkte er, wie der Kaiser abstieg, sich unter einen Baum setzte, sein Gesicht verhüllte und in Thränen ausbrach. „Verlegen standen die beiden Begleiter in der Nähe. Auch Toll ritt nun heran, stieg ab und stellte sich schweigend zu ihnen; da der Zustand sich

verlängerte, faßte er nach einigem Bedenken und Schwanken ein Herz, trat dem Kaiser näher und sprach Worte des Trostes und der Ermuthigung zu ihm. Eine verlorne Schlacht sei nicht die letzte Entscheidung des Schicksals, nicht ein Unglück, das nicht wieder gut gemacht werden könne. Natürlich konnte er in dem Augenblick und in seiner Stellung nicht auf etwas Bestimmtes und Naheliegendes hinweisen, nicht in bestimmten Maßregeln einen Grund neuer Hoffnung zeigen: seine Worte waren eben nur im Allgemeinen der Ausdruck eines männlichen Sinnes, den Unglück nicht beugt. Der Kaiser hörte ihm zu, trocknete endlich seine Thränen und erhob sich; schweigend umarmte er Toll, stieg dann wieder zu Pferde und ritt weiter nach Hodięgiz.“ Hier fand sich auch Kutusow ein, in dessen Hauptquartier Toll den Rückmarsch nach Rußland machte.

Im folgenden Jahre befand sich Toll im Hauptquartier des General Michelson, der die zum Angriff auf das türkische Reich bestimmte Armee commandirte, und besorgte hier mehrmals als Stellvertretender die Geschäfte eines Generalquartiermeisters. Da Michelson die Hälfte seiner Armee nach dem Norden abgeben mußte, blieben ihm nur 30,000 Mann, mit denen an einen Zug über den Balkan nicht zu denken war. Es ist bekannt, daß sich seine Unternehmungen auf die Besetzung der Donaufürstenthümer und auf einen Festungskrieg beschränkten. Auch Paskeiwitsch lernte damals diesen Kriegsschauplatz kennen: er war ohne bestimmte Aufträge dem Hauptquartier beigegeben. Toll erwarb für eine persönliche Auszeichnung in einem Gefecht vor Ismail den Annenorden zweiter Classe und wurde gegen Ende des Jahres 1807 zum Obristleutenant befördert; wichtiger für ihn war, daß der alte Fürst Proforowski, der nach Michelsons im August erfolgtem Tode Oberbefehlshaber der Donauarmee geworden war, sich Kutusow als Gehilfen erbat, der hier wieder mit Toll zusammentraf und von dem Talent desselben eine noch höhere Meinung gewann. Als Proforowski und Kutusow sich entzweiten und der letztere 1809 vom Heere abberufen wurde, hielt auch Toll seine Stellung im Hauptquartier für unhaltbar und bat um seine Versetzung in die Linie. Er erhielt ein Bataillon zu Shawl in Lithauen, lebte hier militärischen Studien, wurde aber schon im folgenden Jahre wieder zum Quartiermeisterwesen versetzt und 1811 zum Obersten befördert. Das war die Stellung, in welcher sich Toll beim Ausbruch des großen Krieges von 1812 befand.

Die Darstellung des Feldzugs der Franzosen in Rußland bis zum Rückzug der Russen hinter Wjasma nimmt ungefähr die Hälfte des vorliegenden Bandes ein und bildet ohne Frage den interessantesten und dankenswerthesten Theil der Arbeit. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt nachzuweisen, daß für den Rückzug der Russen in das Innere des Reichs nicht die bewußte Absicht, die ungeheure Ausdehnung Rußlands als wichtigsten Factor zur Ver-

nichtung des feindlichen Heeres mitwirken zu lassen, maßgebend gewesen ist, sondern daß derselbe durch die ursprünglichen falschen Maßregeln bedingt und durch eine Kette von Fehlern nothwendig gemacht wurde, daß die Russen widerwillig von Ort zu Ort wichen und stets die Absicht festhielten, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Bekanntlich hat die entgegengesetzte Auffassung, die in dem Rückzug einen tiefen, auf die Ausdehnung des Reiches und seine dünne Bevölkerung wohlberechneten Plan erblickte, durch Müßlings Mittheilungen eine nicht unverächtliche Stütze erhalten, und es ist eine jetzt erwiesene Thatsache, daß einige preussische Offiziere, namentlich Knesebeck, die Natur jenes merkwürdigen Feldzugs sehr deutlich voraussahen und Zeit und Raum zu Hauptfactoren für ihre Vorschläge machten, und daß andere solchen Ideen wenigstens sehr nahe kamen, indem sie an der Möglichkeit zweifelten, daß das Requisitionssystem in einem Lande, wo weniger als 800 Menschen auf der Quadratmeile lebten, mit Erfolg durchgeführt werden könnte; woraus sich dann die Nachtheile, die einer übermäßigen Verlängerung der Verbindungslinie folgen mußten, von selbst ergaben. Wir wissen, daß Knesebeck im März 1812 dem Kaiser Alexander seinen auf die klare Erkenntniß dieser Umstände gestützten Plan eines weiten Rückzugs in das Innere des Reichs auseinandersetzte und von ihm mit der Ueberzeugung schied, daß der Kaiser für diese Ideen gewonnen sei; wir wissen auch, daß Alexander, obgleich er nie selbst formell den Oberbefehl über das Heer übernahm, es dennoch nie unterlassen konnte, auf die Leitung der Operationen mehr oder minder entscheidend einzuwirken, und wir könnten es demnach für möglich halten, daß, wenn auch im russischen Hauptquartier ganz andere Ansichten vorwalteten, durch die persönliche Einwirkung des Kaisers die Thatsachen dennoch einen Lauf erhielten, durch den sie der Ausführung des knesebeck'schen Gedankens nahe kamen. Dazu kommt noch, daß Müßling im J. 1819 von Phull, dessen Operationsplan dem Rückzug der Russen nach dem Lager bei Drissa zum Grunde lag, erfuhr, dieser Plan sei nur die Hälfte seiner Disposition gewesen, die andere, die den Rückzug von Drissa nach Moskau behandelt, habe nur der Kaiser gekannt; Müßling schenkte den Aussagen Phulls, die doch schon durch die Lage Drissas sehr zweifelhaft gemacht werden, ohne weiteres Glauben und meinte auch in einem Schreiben Knesebecks über seine Sendung nach Petersburg im J. 1812 die Bestätigung derselben gefunden zu haben. Allein aus diesem Schreiben geht das Gegentheil hervor: Phulls Plan ist älter als Knesebecks Unterredungen mit dem Kaiser; er lag bereits unter den Papieren des Kaisers, als Knesebeck in St. Petersburg eintraf, und wenn er mit den Gedanken des letztern so vollständig übereingestimmt hätte, wie Müßling annimmt, so würde ihn Knesebeck nicht unter den Projecten aufgeführt haben, deren Beseitigung nothwendig gewesen wäre, um seinen eignen Ideen Eingang zu verschaffen. Knes-

beck verwirft den Plan Phulls vielmehr auf das entschiedenste mit den Worten: „Phull sah nichts wie sein Lager bei Driffa;“ er hatte also über einen weitem Theil desselben, mit Dispositionen für den Rückzug nach Moskau, kein Wort gehört, und es ist vollkommen unglaublich, daß Alexander, der in langen vertraulichen Unterredungen, für welche die Nachtstunden zu Hilfe genommen wurden, die Auseinandersetzungen des preussischen Offiziers anhörte, nie die Bemerkung gemacht haben sollte, daß ihm dieselben Ideen von Phull nicht bloß vorgetragen, sondern bereits zu einem ausführlichen Plane verarbeitet wären. Und die Ereignisse zeigten bald bis zur Evidenz, daß Phulls Plan nur bis Driffa reichte; sobald es sich als unmöglich erwies, sich in diesem Lager zu halten und von hier aus Napoleons Flanke zu bedrohen, war Phulls Plan definitiv beseitigt, Phull selbst, bis zu diesem Moment maßgebend, wurde eine unbedeutende, unbeachtete Persönlichkeit, der Kaiser, der sich gewissermaßen mit Phulls Ideen identificirt hatte, verließ das Heer — während es doch, wenn nun die entscheidende Hälfte des phullischen Planes hätte zur Ausführung kommen sollen, natürlich gewesen wäre, daß Phull und der Kaiser von diesem Moment ab recht eigentlich in den Mittelpunkt der Entscheidung traten. Nachdem man bis Driffa gewichen, war durchaus kein Grund vorhanden, Phulls Plan eines weitem Rückzugs, wenn ein solcher vorhanden gewesen wäre, plötzlich fallen zu lassen, zumal die Thatsachen, die richtigere Schätzung der napoleonischen Macht und die durch den Rückzug nach Driffa vermehrte Schwierigkeit, die Armeen Barclays und Bagrations bald zu vereinigen, die Nothwendigkeit eines noch längere Zeit fortdauernden Rückzugs ziemlich klar machten.

So viel kann man schon aus den allgemeinen Verhältnissen folgern. Herr von Bernhardi hat das Verdienst, durch geschickte Zusammenstellung beweisender Thatsachen und neue Details im Einzelnen bewiesen zu haben, daß das russische Hauptquartier nicht im entferntesten an einen Rückzug bis Moskau gedacht, vielmehr gehofft hat, den Feind innerhalb einer Linie, die durch die Düna und Beresjina gebildet wird, aufreiben zu können.

Der Gedanke, daß es nothwendig sei, gegen die gewaltigen Heeresmassen Napoleons den Raum zu Hilfe zu nehmen, lag den leitenden Persönlichkeiten schon deshalb fern, weil sie sich über das Verhältniß der beiderseitigen Kräfte vollständig täuschten. Die Nachricht, die, wie Knefebeck erzählt, Tschernitschew schon im März nach Petersburg brachte, daß Napoleon 600,000 Mann nach Rußland führen werde, war auf ganz unfruchtbaren Boden gefallen; man schätzte die Stärke des Gegners auf etwa 200,000 Mann, selbst Toll veranschlagte sie kurz vor dem Ausbruch des Krieges nur auf 220,000 Mann. Andererseits glaubte man in Petersburg, daß man an den Grenzen 300,000 Mann russischer Krieger zum Kampf bereit finden werde; natürlich hoffte man mit dieser

Macht die Grenzen oder mindestens die Linie der Düna und Beresjina vertheidigen zu können. Auf dieser Linie wurde deshalb die Reservearmee aufgestellt, in einem weiten Bogen von Riga und Dünamünde über Dünaburg bis Borissow, Bobruisk und Kiew; hier, in Riga, Dünaburg, Drissa, Bobruisk und Kiew waren die großen Vorräthe aufgehäuft und die Reserveparcs mit dem Schießbedarf aufgestellt, hier sollte eine Linie von Festungen angelegt werden: die Arbeiten bei Dünaburg, Bobruisk und Borissow wurden in Angriff genommen, bei Drissa an der Düna ein stark verschanztes Lager errichtet. Alles beweist, daß man in Rußland der Ansicht war, man werde den Feind im Westen der Düna und Beresjina schlagen können.

Zu diesem Behuf war die russische Armee innerhalb dieses Bogens in zwei Hauptabtheilungen zerlegt, eine nördlichere unter Barclay, die über 150,000 Mann stark sein sollte, in Wahrheit aber nicht 110,000 Mann zählte und eine südlichere unter Bagration, die circa 80,000 Mann stark sein mochte, aber schon im Mai mehr als die Hälfte an die noch südlicher stehende Reservearmee Tormassows abgeben mußte. Wandte sich nun Napoleon gegen Barclay, so sollte sich dieser — nach Phulls Plan — auf das verschanzte Lager bei Drissa!!! zurückziehen — welches nach den Ansichten dieses Theoretikers als eine Flankenstellung sowol die Straße nach Petersburg, wie die nach Moskau beherrschte — während Bagration in der Flanke und im Rücken des Feindes einen aufreibenden Parteigängerkrieg führen sollte; wenn aber Napoleon den Fürsten Bagration mit Uebermacht angreifen sollte, so war diesem vorgeschrieben, nach Borissow zu weichen, diesen vermeintlich festen Punkt zu halten, während dann Barclay gegen Napoleons linke Flanke operiren würde. Das war in den Hauptzügen Phulls Plan; obgleich er gleich anfangs durch die Theilung der Armee Bagrations, deren schwacher Rest von 35,000 Mann der ihm überwiesenen Aufgabe in keinem von beiden Fällen gewachsen war, in einem wesentlichen Punkt erschüttert wurde, hielt man doch an ihm fest, weil man nicht ahnte, daß selbst beide Armeen vereinigt nicht stark genug waren, den Heeresmassen Napoleons Widerstand entgegenzusetzen.

Herr von Bernhardi führt nun im Einzelnen aus, welche Umstände untergeordneter Natur den Rückzug des russischen Heeres von Ort zu Ort nothwendig machten. Wir müssen es uns leider versagen, ihm in das Detail zu folgen, und uns auf die Bemerkung beschränken, daß er den Nachweis führt, wie während des ganzen, durch augenblickliche Nothwendigkeiten motivirten Rückzugs überall der Gedanke an eine in nächster Frist zu liefernde entscheidende Schlacht im russischen Hauptquartier vorwaltete, wie man also das Rettungsmittel fortwährend in dem directen Gegentheil des knesebedschen Gedankens suchte. Es war hauptsächlich der verkehrte Rückzug nach Drissa, der, weit davon entfernt, zu einem festen Stützpunkt für den Widerstand zu führen, eben

dadurch, daß er die Armeen Barclays und Bagration's noch mehr voneinander trennte, dazu nöthigte, einen Vereinigungspunkt tiefer im Innern des Reiches zu suchen; denn die Unmöglichkeit, sich in Driffa zu behaupten, wurde sofort erkannt, als man an Ort und Stelle war. Hiermit war Phulls Plan und sein Ansehen vollkommen beseitigt. Der Kaiser sprach mehre Tage nicht mit ihm, die Offiziere fingen an ihn zu meiden; auf Clausewitz Rath entschloß sich Phull nach schwerem Kampfe, dem Bruche zuvorzukommen und dem Kaiser selbst zu rathen, daß er den Oberbefehl ganz in Barclays Hände legen möge. Seitdem wohnte Phull dem Kriegsrath nicht mehr bei; statt seines Planes, daß die beiden Armeen getrennt operiren sollten, wurde jetzt der leitende Gesichtspunkt, ihre Vereinigung zu bewerkstelligen. Dies führte zu dem weitem Rückzuge, der wiederum nicht in der Absicht unternommen wurde, Raum zu gewinnen, in dem das feindliche Heer sich verlieren sollte, sondern lediglich in der Meinung, daß man nach der Vereinigung mit Bagration stark genug sein werde, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Das letztere blieb Barclays und des Kaisers Wunsch; nur der Umstand, daß Barclay vor dem entscheidenden Augenblicke stets die Unzulänglichkeit seiner Mittel fühlte, seine Hoffnung auf die Reserven, die sein Heer verstärken sollten und auf die furchtbaren Verluste, die der Feind schon bei seinem bisherigen Vordringen erlitten, — nur dieser Umstand bewahrte Rußland davor, die Entscheidung des Feldzuges einer Schlacht anzuvertrauen, in der Barclay den Kürzern gezogen haben würde.

Toll war bis zur Ankunft in Driffa Abtheilungsdirector in der Kanzlei des Generalquartiermeisters der Armee Barclays; in Driffa wurde er selbst zum Generalquartiermeister ernannt, und seitdem kann er als die vorzüglichste Quelle für die Kenntniß der Motive betrachtet werden, welche den russischen Rückzug veranlaßten. Aus den zahlreichen interessanten Details, die Herr von Bernhardi mittheilt, können wir schließen, daß auch die Reichhaltigkeit der eigenhändigen Aufzeichnungen, die er hinterlassen, in demselben Maße wächst, je einflussreicher die Stellungen sind, in die er hinaufsteigt, und es unterliegt keinen Zweifel, daß Herrn von Bernhardis Werk als die sicherste und beste Quelle für die Geschichte jenes Feldzuges betrachtet werden wird, sobald es dem Verfasser gefallen sollte, für das bisher Gegebene eine nachträgliche Uebersicht der ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel zu liefern und in den folgenden Bänden die Quelle seiner Kenntniß bei den einzelnen wichtigen Punkten specieller zu bezeichnen. Wir glauben um so mehr auf die Beachtung dieses Winkes rechnen zu dürfen, als wir mit Bestimmtheit annehmen, daß der Verfasser schon jetzt mehrmals in der Lage gewesen sein wird, solchen Personen, auf deren Urtheil er Werth legt, derartige Aufklärungen zu geben und sich so durch eigne Erfahrung zu überzeugen, daß sie für eine richtige Würdigung seiner Arbeit wirklich unerläßlich sind.

Was die Darstellung betrifft, so ist sie einfach, klar und sachgemäß. Die schlichte Sprache, das unbefangene gesunde Urtheil, und die Unparteilichkeit, mit welcher der Verfasser sich davon fern hält, soll zum Helden seines großartigen Gemäldes zu erheben, machen einen höchst wohlthuenden Eindruck, zumal da man häufig veranlaßt wird, an Müfflings Mittheilungen und dessen widerwärtig gespreiztes Wesen zu denken. Wir fühlen es überall, daß ein Mann von schlichtem, zuverlässigem Charakter zu uns spricht, der nur der Wahrheit die Ehre geben will. Der zweite Band, der den Rückzug bis Moskau und das Unglück der französischen Armee behandelt, wird, wie wir glauben, ein noch höheres Interesse beanspruchen dürfen.

Planeten- und Mondmenschen.

2.

Einem Gelehrten von durchaus andern Schlage begegnen wir in Whewell, dem Verfasser der von Brewster angegriffenen Broschüre. Er sucht sich an das zu halten, was wir wissen, kann freilich auch in seinen Schlüssen hastige Folgerungen nicht ganz vermeiden; das Ganze macht aber den Eindruck, mit Mäßigung und Strenge gegen die anmaßende Phantasie geschrieben zu sein. Sei es, daß er zu wenig zugesteht, im Bereiche des Ungewissen ist es weiser, zu wenig, als zu viel sehen zu wollen.

Whewell beginnt damit, daß er darauf hinweist, wie die Erde Myriaden von Menschenaltern und abermals Myriaden hindurch nur eine Stätte vegetabilischen und thierischen Lebens gewesen, und daß sie vor dieser Zeit ohne das, was wir Leben nennen, gewesen ist. War also unser Planet eine lange Zeit hindurch ohne intelligente Wesen und eine noch längere sogar ohne Leben, so ist es möglich, daß die andern Planeten noch gegenwärtig keine höhern Geschöpfe als Thiere oder gar kein Leben tragen und daß es deshalb keine Mehrheit bewohnter Welten gibt. Diese Möglichkeit erhebt er zur Wahrscheinlichkeit durch ein Argument, gegründet auf die wechselseitige Beziehung eines Atoms von Zeit zu einem Atom von Raum. Er theilt die große Periode der Erdbildung in vier Zeitabschnitte und den uns bekannten Himmelsraum in vier Raumlängen und nimmt an, daß die Zahlen, welche das Alter der vier geologischen Perioden ausdrücken, den Zahlen entsprechen, welche die vier astronomischen Größen oder Raumlängen darstellen. Er stellt erstens die gegenwärtige organische Beschaffenheit der Erde, der Größe der Erde, zweitens die tertiäre Periode der Geologen, welche jener vorherging, der Größe des Sonnensystems verglichen mit der Erde, drittens die secundäre Periode der Entfernung